

Die Befreiten [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572223>

Nutzungsbedingungen

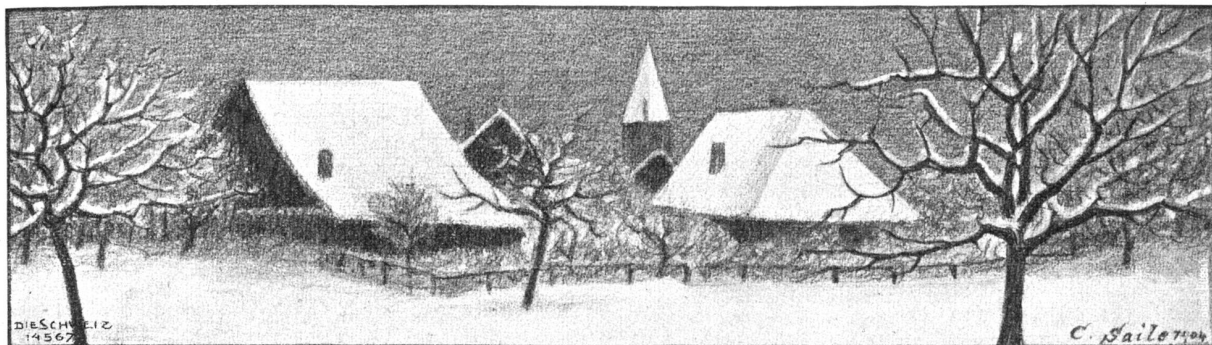
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Wentgraf hatte die Hände in den ockergelben
Glacehandschuhen bittend gefaltet und schielte
mit komischer, die innere Befangenheit geschickt mas-
kierender Miene Abbitte leistend von einem zum andern.

„Na ja, es ist eine Gewissenlosigkeit von mir! Ich
war schon bei diesem und jenem, nur nicht bei Don.
Aber das Sprechzimmer... ich kann diese infame Atmo-
sphäre nicht mehr ertragen. Die alten ‚Fliegenden Blät-
ter‘, die zerlesenen Bäderprospekte, die Wasserflasche,
an der Wand die ‚Schlacht bei Gravelotte‘ und die
‚Königin Luise‘... ich hätte es nicht ausgehalten!“

„Aber Sie wissen doch den Weg daran vorbei in
die Familienstube!“ sprach Mila mit leisem Vorwurf.

Da schwieg er zerknirscht, und während sie langsam
die Friedrichstraße hinuntergingen, blieb er wortkarg,
ganz gegen seine Gewohnheit. Auf Donalds Fragen
nach seinem Befinden, den letzten Stappen seiner Reise,
seinen Plänen hatte er nur kurze Antworten, zerstreute
abgebrochene Worte, die selbst Milas Verwunderung
hervorriefen.

An der Ecke der Besselfstraße blieb Donald stehen.

„Ich habe noch Besuche zu machen.“

„Am Onkelplatz, ich verstehe,“ entgegnete Wentgraf.

„Wie meinst du das?“ fragte Donald argwöhnisch.

Die Muskeln seiner Kiefer spannten sich; man sah,
wie er unter dem vollen Schnurrbart die Lippen auf-
einander presste.

„Nun, du behandelst Gunter seit Baums Tod doch
selbständig,“ versetzte Philipp, verwundert über die
Schärfe im Ton seiner Frage.

„Ach so,“ murmelte Don, „ich dachte... Na also!“

Er zuckte mit den Achseln und gab Wentgraf die
Hand.

„Heute abend seh’ ich dich noch, nicht wahr?“

Da fiel auch Mila ein und entschied Wentgrafs
Entschluß, indem sie die Einladung wiederholte.

„Sie machen uns doch die Freude? Nach fünfviertel
Jahren wieder!“

Und er nickte, erwiderte Donalds Handschlag und
sprach laut, um das Gerassel des Bierwagens zu
übertönen, der alles Straßengeräusch im Lärmen seiner
ungefügigen Räder verschlang: „Gut, ich komme. Grüße
mir Gunter, den armen Kerl, und die schöne Frau Eva!“

Ein feindseliger Blick flimmerte in Donalds Augen,
ein gepreßter Atemzug hob seine Brust.

„Der Arzt hat keine Freundschaftsmandate zu er-
füllen,“ erwiderte er, und seine Stimme klang hart,
er skandierte die Worte. Dann zog er den Hut vor
Mila und Wentgraf und wandte sich zum Gehen.

Nach einigen Schritten fiel ihm ein, daß zwischen
ihm und Mila noch etwas Unaufgeklärtes stand seit
ihrer Begegnung auf der Elektrischen; aber andere Ge-
danken drängten die Erinnerung bald wieder zurück.

Mila und Wentgraf waren noch eine Weile an
der Ecke stehen geblieben. Als sich in der Wagenreihe
eine Lücke zeigte, gewannen sie die andere Straßenseite
und gingen weiter, langsam, im Schlenderschritt, ohne
ein Wort zu wechseln. An der Puttkamerstraße kaufte
Wentgraf an einem Blumen- und Obststand ein Weil-
chensträußchen.

„Fräulein Riesgen, darf ich? Nizzaveilchen, Ihnen
persönlich von der Riviera mitgebracht.“

Sie lächelte, ihr altes liebes, ein wenig schwermü-
tiges Lächeln, das in ihrer linken Wange ein Grübchen
erscheinen ließ.

„Das war der Alte... Geben Sie her!“

Da wurde er plötzlich beredt.

„Wie ich Sie auf dem Belle-Allianceplatz angerannt
habe, das war doch unvergleichlich. Ich hatte mit der
Viktoria eine heimliche Zwiesprach. Wir hatten uns
so lange nicht gesehen, und sie erinnerte mich an südliche
Grazie. Und dann traf ich auf Sie...“

Sie blickte ihn prüfend an. Er sah jünger aus; der blasse Teint, der nervöse Zug waren verschwunden, er hatte klare Augen, und als er sie jetzt ansah und ihrem fragenden, forschenden Blick begegnete, wurde ihm warm.

„Das war wie eine Vorbedeutung. Ich hatte Sie zu Hause gesucht, in dem stillen Zimmer und fand Sie unter hellem Himmel mitten im Leben.“

„Da, nun kommt auch die symbolistische Seite wieder zum Vorschein. Also das haben Sie sich treulich bewahrt, Herr Wentgraf?“ suchte sie ihn zu necken.

Aber sie wurde über dem Scherz gewahr, daß es ihr nicht glückte. Eine gewisse Schwere hatte ihr Wesen im Lauf dieses letzten Jahres erfüllt, die sich nicht weglächeln ließ.

Wentgraf hatte die Neckerei unbeantwortet gelassen, und sie gingen unwillkürlich schneller.

Schon waren sie an der Ecke der Kochstraße angelangt, da wandte sich Philipp Wentgraf mit einem ernstesten Ausdruck in dem beweglichen, jeden Stimmungswechsel spiegelnden Gesicht zu dem Mädchen:

„Wollen Sie mir eine große Freude machen, Fräulein Mila?“

„Ich, wie meinen Sie das?“

„Ich habe den Tiergarten noch nicht wiedergesehen. Es sind gewiß eine Menge neuer unsterblicher Werke dort aufgeschossen, seit meiner unfreiwilligen Abreise. Allein kenn' ich mich am Ende nicht mehr aus. Bitte, erweisen Sie mir die Gnade, Fräulein Mila! Der Tag ist so eigentümlich schön: gehen wir ein bißchen unter den schwarzen Amfeln und weißen Kurfürsten spazieren! Der Zappelphilipp will auch recht artig sein.“

Mila hatte den Eingang seiner Rede mit einem stillen Lächeln angehört, dann leicht die schmalen, dunkeln Brauen gefenkt und zuletzt ein so ernstes, beinahe trauriges Gesicht gezeigt, daß Wentgraf erschraf.

„Habe ich Sie gekränkt? Fünfvierteljahr, freilich, da wachsen die konventionellen Hecken, die im alten freundschaftlichen Verkehr in den Boden gesunken sind, wieder mächtig in die Höhe!“

Da tat Mila einen tiefen Atemzug.

„Das war doch der Struwelpeter, den Sie zitieren?“

Im ersten Augenblick war er so betroffen, daß er nicht wußte, was die Frage bedeutete.

„Ich meine den Hinweis auf den Zappelphilipp.“

„Allerdings . . . Aber das kann Sie doch unmöglich . . .“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich mußte nur daran denken; ich habe das Buch heute in den Händen eines kleinen Mädchens gesehen. Es hatte es von einem Jungen, ich meine von seinem

Bruder, und da sollte ich ihm vorlesen. Alles von vorn bis hinten.“

Sie verstummte und ging langsam, die Blicke geradeaus gerichtet, wie im Traum, auf dem belebten Trottoir weiter.

Wentgraf räusperte sich. Er wußte nicht, was sie beschäftigte. Nur eines war ihm klar: mit ihm gaben sich ihre Gedanken nicht ab. Sie schien seine Gegenwart ganz vergessen zu haben. Aber er schwor sich heimlich zu, nicht von ihrer Seite zu weichen.

Als er heute vormittag bei Frau Horn die Klingel zog und in die Räume trat, wo er vor Jahr und Tag ein- und ausgegangen war, da hatte ihn eine Sehnsucht nach dem schlanken Mädchen gepackt, das er hier vor drei Jahren im Trauerkleid, bleich, schmal, mit einem durchsichtig blassen, madonnenhaften Gesichtchen und dem weichen rheinischen Tonfall der Rede kennen gelernt hatte, eine Sehnsucht, die er nur mühsam hatte bemeistern können. Nachher auf der Treppe, auf der Straße hatte er sich einen dummen Jungen gescholten, einen Rekonvaleszenten, dem der Rausch des wiedergewonnenen Lebens zu Kopf gestiegen war. Dann war er durch die Straßen geschlendert mit dem unsäglich glücklichen Gefühl, wieder zu Hause zu sein, wieder etwas vor sich zu haben. Und auf einmal erblickte er in der Ferne, zierlich gestaltet und vom schimmernden Wolkenhimmel bis in die kleinste Einzelheit abgesetzt, die siegbringende Göttin, ging lebhaft auf sie zu, beherrscht von einer unklaren süßen Empfindung, bis er plötzlich durch einen Zusammenstoß ins Straßenleben zurückgerufen wurde und im raschen Aufblick ein ernstes, blaßes Gesicht vor sich sah. Das hatte ihn mit bekannten Augen angeschaut, und kaum war er zur Seite getreten, so wußte er, wen er gestreift hatte. Und mit einem Schwall war ihm Blut und Uebermut zum Herzen geschossen. Wie ein Jubelruf hatte sein: „Aee, so was!“ geklungen.

Er räusperte sich noch einmal.

„Fräulein Emilie!“

Ihre Blicke kehrten zu ihm zurück. Und dann sagte sie mit einer vor innerer Erregung leicht beklommenen Stimme:

„Ach so, den Tiergarten soll ich Ihnen zeigen!“

„Sie wollten!“ antwortete er und hätte beinahe nach ihrer Hand gehascht, sie an die Lippen zu ziehen.

„Wenn Sie mit meiner Gesellschaft zufrieden sind, so wie ich bin, ja!“

Er glaubte anfänglich, sie beziehe das auf ihre Toilette; doch ein Blick auf ihr einfaches, aber vornehm gearbeitetes Schneiderkleid sagte ihm, daß dies ein Irrtum war. Das resignierte Lächeln verriet ihm mehr. Sie wollte ihre Wortkargheit entschuldigen.

„Wenn Sie nur bei mir sind,“ erwiderte er.

Dann winkte er einen Taximeter heran, und sie stiegen ein. Haarscharf bog die Droschke um die Ecke der Prinz Albrechtstraße, daß Mila beinahe vom Sitz geschleudert wurde, als das Rad den Randstein streifte. Wütend stieß Wentgraf dem Kutscher den Spazierstock in den Rücken.

„Fahren tun sie immer noch wie die Bauern!“ murmelte er ingrimmig.

Mila legte begütigend die Hand auf seinen Arm. Da holte er nach, was er vorhin unterlassen hatte, und berührte ihren Handschuh mit den Lippen.

Das Pflaster der Königgräzerstraße machte jede Unterhaltung unmöglich. Auf dem Potsdamer Platz mußte der Fiaker eine Zeit lang halten, bis die Kreuzung des von Fuhrwerken und Menschen wimmelnden Platzes gelang.

„Wohin befehlen Sie?“ fragte Wentgraf.

„Die Siegesallee ist wohl das Nächstliegende,“ erwiderte Mila, die bei seiner Frage aus dem Fond aufgeschreckt war.

Am Kemperplatz stiegen sie aus; aber statt die breite Marmorstraße entlang zu wandeln, folgten sie einige Schritte der Bellevue-Allee und bogen in stummem Einverständnis in einen der schmalen Parkwege ein.

Mila schien die Gegenwart Wentgrafs wieder vergessen zu haben. Ein Fink, der vor ihnen herlief, fesselte sie ganz. Jetzt flog er auf, und gleich darauf klang seine kurze Strophe vom Baum. Die Sonne war noch immer im Duftegewölke verschleiert; aber das Blau schimmerte hindurch, und ein silberner Glanz ging vom Himmel aus. Rahl starren die Zweige in krausen schwarzen Linien abgezeichnet, smaragdgrün glitzerten die Stämme, und auf einigen lag gar ein violett glimmender Schein, der erst beim Näherkommen verschwand. Die Luft war so weich, daß sie zärtlich, körperlich fühlbar die Wangen streifte. Und Mila hatte heute Blick und Empfindung für alles.

Philipp sah sich lange um.

„Es ist immer die alte Chose; aber jedesmal kommt's einem festlich vor. Einen nordischen Frühling habe ich leider überschlagen müssen . . .“

„Und dafür so viel andere gewonnen,“ vollendete sie.

Es war still um sie her. Kein Mensch in der Nähe; nur drüben auf dem Reitweg flog eine Amazone vorüber, und fernher, von der Chaussee kam das dümpfe Rollen der Straßenbahn. Und jetzt ein helles Kinderlachen vom Goldfischteich. Er sah Mila an, die wieder verstummt war. Ihre Wangen hatten einen zarten, beinahe perlmutterartigen Schein angenommen, der Mund hatte die strengen, schmerzlichen Linien gelöst, und die Herbheit war aus ihren Zügen gewischt. Nun sah sie wirklich so jung aus, wie sie war.

Da fielen ihm all die Abende ein, die er bei Horns verlebt hatte. Gespräche tauchten in seinem Gedächtnis auf, als wären sie von Phonographen aufgefangen worden; die ernsthaftesten Dinge hatten sie erörtert, er hatte sich zu einem geregelten Leben mahnen lassen, er war ihr Berater gewesen in tausend kleinen Angelegenheiten. Und dann war er krank geworden.

„Wissen Sie noch, Fräulein Mila, wie Sie mit Mama Horn zu mir kamen in die Großbeerenstraße? Es war an einem Dienstag im September. Mir ging's erbärmlich. Ich lag in meinem Alkoholwickel und atmete wie ein kranker Vogel.“

Mila wich aus.

„Wohnen Sie noch dort?“

„Nein, ich bin obdachlos; im Hotel Prinz Albrecht bin ich Gast, und meine Möbel lagern bei Markiewicz. Ich möchte mir kein Junggesellenest mehr bauen.“

Er wartete auf ihre Antwort. Umsonst. Sie hatte keine Frage auf seine letzten Worte. Ob sie ihn nicht verstehen wollte? Aus Zartfönn vielleicht, oder weil sie davon nicht zu sprechen wünschte.

Aber er mußte eine Antwort haben, er konnte nicht mehr zurück. Jeder Schritt an ihrer Seite war ein Schritt zum Ziele. Vierzehn Tage war er dem Hause ferngeblieben, hatte da und dort, bei Gunter und diesem und jenem laut, renommierend davon gesprochen, daß er dieses Leben satt habe. Aber jetzt wurde ihm klar, daß er mit diesen lauten Reden sich hatte Mut machen wollen; jetzt wußte er, was ihn von dem Besuch bei Horns so lange fern gehalten hatte: es war die Gewißheit, daß dieses neue Leben an Milas Entscheidung geknüpft war.

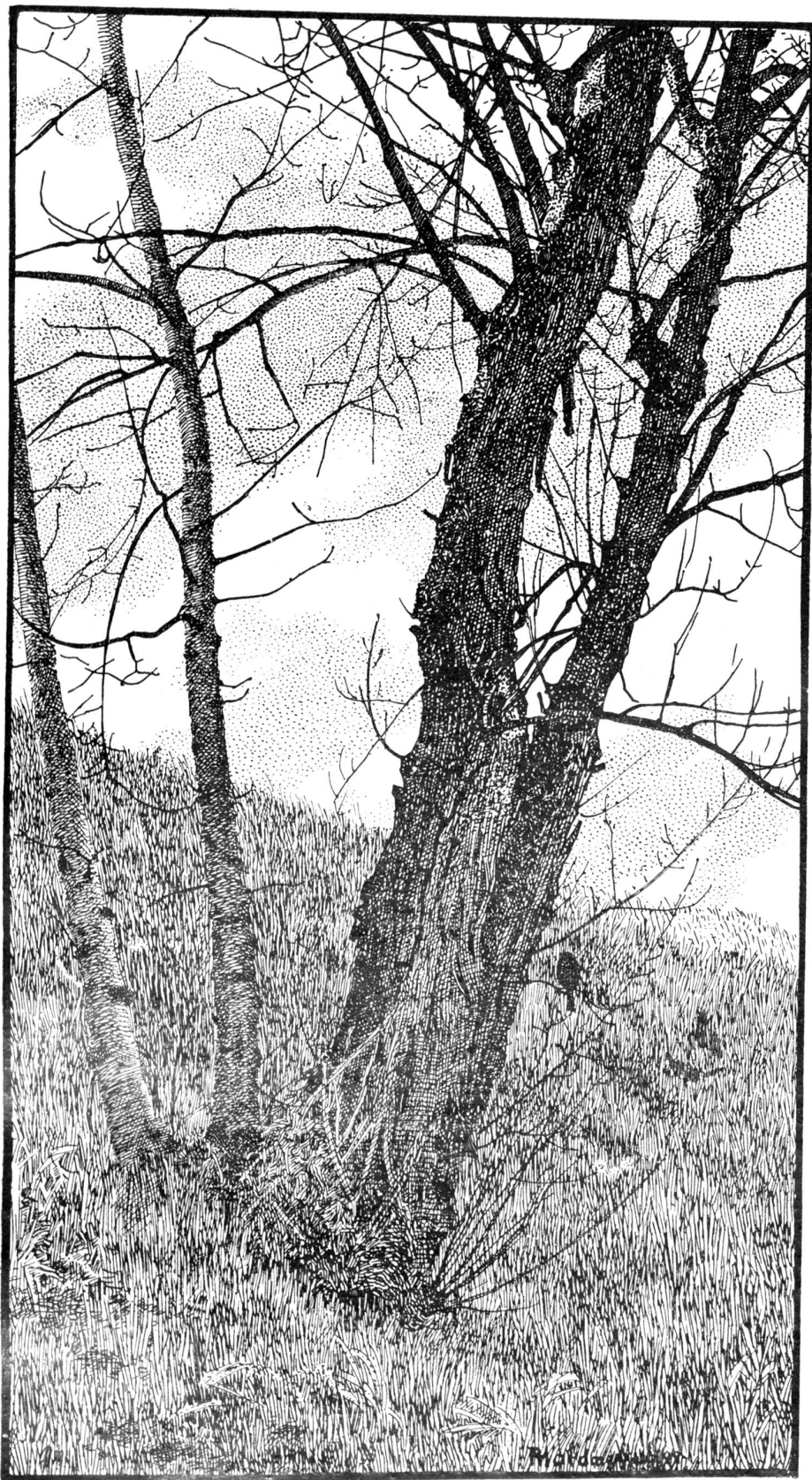
„Fräulein Mila!“

„Ja.“

Sie sah ihn an, verwirrt, wie aus einem Traum geschreckt, und lächelte, um ihre Befangenheit zu verbergen.

Da brannte die Rede mit ihm durch. Er sprach leise; aber die Worte klangen so seltsam stark in der einsamen Natur, daß jeder Laut ihr Ohr erreichte. Und so schnell, so wirr er sprach, kein Ton ging ihr verloren. Er brauchte alltägliche, abgerissene Worte; aber sie faßte den Sinn, den er ihnen geben wollte. Es war ein seelisches Verstehen, und sie empfanden beide, daß keines das andere betrog.

„Damals, als Sie zu mir kamen, war ich ein grämlicher Gesell. Zwischen den Laken entdeckte ich auf einmal, daß ich nicht der lustige Mensch war, nicht der moderne, unbefangene Lebenskünstler, für den ich mich gehalten hatte, sondern ein empfindsamer Herr, dem beim ersten Puff die Harmonie zum Teufel ging. Es fehlte mir etwas zum Geduldigen. Sie sind bei mir gewesen und haben an meinem Bett gefessen. Das kam



Vorfrühling. Nach Federzeichnung von Robert Hardmeyer, Müssnacht bei Zürich.

mir so wunderbar vor, und doch so natürlich! Dann gingen Sie, und da fühlte ich mich entsetzlich verlassen. Ich hörte, wie Sie die Türe zumachten, wie die Stimmen leiser wurden, immer leiser, und dann hatte ich das Gefühl, als ob nicht Sie weggegangen wären, sondern ich. Sie standen im Zimmer und sprachen; ich aber wurde weiter, immer weiter fortgetragen, ich sah Sie nicht mehr deutlich, ich wußte nicht mehr, wie Sie aussahen, ich konnte Ihre Stimme nicht mehr in mir aufwecken, alles war aus. Dann sah ich Sie wirklich nicht wieder, Fräulein Mila. Auf französisch hab' ich Abschied genommen und bin abgereist."

"Herr Wentgraf!"
hat sie.

"Lassen Sie mich, Mila; es ist die Stunde, in der man sich preisgibt. Ich bin wieder gesund worden, ganz gesund, und mit der Gesundheit hab' ich anders sehen lernen. Ich hab', wie soll ich sagen, ja, artistisch, ästhetisch hab' ich alles genommen, das Leben, das Studium, kurz, was man tut und denkt. Das ging nicht tiefer. Aber da stand ich nun. Und wie mir ein Arzt — Gott, die sagen ja so vieles kaltblütig — sagte: „Heiraten Sie!“ da begann ich sofort wieder zu ästhetisieren. Ich malte mir die Sache hübsch aus, bis ich auf einmal entdeckte, daß ich mich in Gedanken mit



Ein Stück Alt-Zürich (Haus zum „Stock“). Nach Federzeichnung von Ernst Schlatter, Zürich.

wildfremden Frauen, mit Undinen ohne Seele verheiratet hatte. Und da bekam ich Zwangsgedanken. Heiraten! Jedem Bekannten, dem ich begegnete, mußte ich's erzählen: ich heirate, ich heirate vom Fleck weg. Und wissen Sie, warum ich nicht früher kam, warum erst heute?"

Unwillkürlich waren sie schneller gegangen. Sie schüttelte stumm den Kopf. Ihr Herz klopfte, und in ihrer Unterlippe vibrierte ein seltsames schmerzliches Gefühl, das hier seinen Sitz hatte, wenn sie mit Gewalt an sich halten mußte.

"Ich fürchtete mich vor der Wirklichkeit, vor den Vorstellungen, die ich mir einst gemacht hatte. Ich hatte das Gefühl, ich wäre soweit weg gewesen, daß ich gar nicht wiederkommen könnte. Als ob Sie nicht mehr da wären, Mila, sondern eine andere. Ich weiß nicht, ob das von dem Besuch während der Krankheit kommt; aber es ist so. Ich bin heute fast wider meinen Willen die Treppen zu Ihnen hinaufgestiegen; erst oben hatte ich das Gefühl, daß ich Ihnen doch wieder näher sei. Und dann, als ich Sie und Don nicht zu Hause fand, da hatte ich eine so furchtbare Sehnsucht in mir, daß ich am liebsten in allen Winkeln und Ecken nach Ihnen gesucht hätte. Sie waren wieder da; wir waren einander auf einmal wieder ganz nahe gekommen."

"Meinen Sie wirklich?" kam es wie ein Hauch von ihren Lippen.

Er ergriff sanft ihre Hand und legte sie auf seinen Arm. Sie ließ ihn gewähren und ging an seinem Arm weiter.

"Ja, Mila. Und dann nachher auf der Straße begegnete ich Ihnen. Es war ein Zufall, aber einer, der nichts ändert, nichts anders kommen läßt. Ich hätte Ihnen morgen begegnen können, Sie sicher morgen oder heute abend noch zu Hause getroffen, und Sie wären dieselbe gewesen, die Sie jetzt sind."

Seine Stimme war immer leiser und zärtlicher geworden. Er hatte gar nicht das Gefühl, vor einer Entscheidung zu stehen. Daß das eine Erklärung sei, daß er um sie warb, kam ihm gar nicht zum Bewußtsein. Es war, als redete ein anderer aus ihm.

Mila aber fühlte, wie eine große Traurigkeit auf sie herabsank, eine stille resignierte Wehmut sich ihrer bemächtigte, etwas, das keinen lauten Schmerz, keine Tränen hatte. Ihr Herz hatte sich beruhigt, und sie hörte und spürte seinen Schlag nicht mehr.

Eine Amsel lief schnellfüßig, vorgebeugt, den Kopf mit dem goldgelben Schnabel ins schwarze Gefieder zurückgezogen, als hätte sie keinen Hals, vor ihnen über den Weg. Mila ertappte sich über der Beobachtung des Tierchens, und mit einem Ruck sprangen ihre Gedanken auf ihr Kind über. Und trotzdem hörte sie jedes Wort.

„Mila?“

Es war eine Frage.

Er hatte die Hand, die auf seinem rechten Arm lag, mit der Linken ergriffen und zwang sie sanft, stehen zu bleiben. Seine Blicke ruhten auf ihrem stillen, klaren Gesicht. Sie sah an ihm vorbei zwischen den Stämmen hindurch, wandte dann langsam den Kopf, schlug die Augen zu ihm auf und sprach, indem sie langsam den Kopf hin- und herbewegte, mit unendlich zärtlicher Stimme: „Nein!“ Und als er zusammenzuckte, die Lippen öffnete, sprechen wollte, noch einmal, noch sanfter und trauriger: „Nein!“

Da lösten sich seine Hände. Er geriet ins Stammeln.

„Ist es . . . Komm ich zu spät?“

Sie zauderte einen Augenblick, und dann grub sich ein schmerzliches Lächeln um ihren Mund.

„Es war damals schon zu spät!“

Er war blaß geworden und sah unter dem gebräunten Teint beinahe faßl aus. Aber er beherrschte sich.

„Damals schon . . . Ja warum . . .?“

Doch sie schnitt ihm mit einer bittenden Bewegung das Wort ab.

„Ich . . . Nein, nicht fragen . . . Ich bleibe, was ich bin.“

Und jetzt erschienen auf einmal zwei große Tränen in ihren klaren, tiefblauen Augen, hoben sich aus den Wimpern und rollten langsam, silberglitzernd die Wangen hinab. Zugleich aber lag ein Glanz über ihrem Gesicht wie ein Lächeln, das man doch nicht nachzeichnen kann, und ein befreiender Atemzug hob ihre Brust.

Da neigte sich Philipp Wentgraf tief über ihre Hand, suchte die Stelle, wo zwischen Handschuh und Ärmel ein weißes Fleckchen sich verriet, mit den Lippen und flüsterte:

„Jetzt weiß ich erst, wie lieb ich Sie hab!“

Sie sah ihn noch einmal mit einem traurigen Blick an; dann gingen sie stumm weiter bis zur Charlottenburger Chaussee. Am Stern bestiegen sie die Straßenbahn und fuhren zum Brandenburger Tor.

Wentgraf geleitete Mila noch bis auf das Trottoir. Hier, unter den grauen Säulen des Seitenbaues, nahm er Abschied. Er blickte ihr nach, wie sie an der Wache vorbei die „Linden“ hinunterschritt. Die Sonne hatte sich durchgekämpft; ihr blaßes Gold rieselte über die Dächer, glitzerte im leeren Gezweig der Bäume und fing sich in der Kuppel des Doms. Wentgraf ging langsam den Weg, den Mila gegangen war. Ihre Gestalt war ihm an der Ecke der Wilhelmstraße schon aus dem Gesicht gekommen. Er ging und wußte kaum wohin; ein Ziel hatte er nicht.

* * *

VI.

Die letzten Nächte waren qualvoll gewesen. Gunter wurde von Schmerzen heimgesucht, die ihm das Dasein zur Hölle machten, und Eva saß, ohnmächtig zu helfen, an seinem Bett. Auch ihre Nähe, der sympathetisch wirkende Druck ihrer Hand hatten keinen beruhigenden Einfluß mehr. Sie litt mit ihm. Ein grenzenloses Mitleid ersticke alle andern Regungen in ihr. Daß er immer selbstsüchtiger ihr ganzes Wesen in Anspruch nahm, dann wieder in freundlichen Stunden sich über sein Leiden erhob und sie durch verdoppelten Zartfönn in peinigende Gewissensvorwürfe stürzte, da sie ihm kurz zuvor noch nur mit Ueberwindung liebevoll hatte begegnen können, das alles sah sie ihm nach, und als er zum ersten Mal vor wenigen Tagen laut die Aeußerung tat, er sehne sich nach dem Ende, da erschrak sie bis ins Innerste.

Er erriet den Schrecken an der Bewegung, die sie unwillkürlich machte, und schwieg eine Weile; aber dann ließ es ihm keine Ruhe mehr.

„Nun hab' ich dich erschreckt! Aber sag' selbst, Eva, ist es nicht Unvernunft, dieses monatelange Sterben, Zoll für Zoll, Nerv für Nerv, wo doch eine Erlösung so nahe liegt? Siehst du, ich hätte vom Gerüst stürzen, ich hätte heute rot und morgen tot sein sollen! Nur nicht so! Schon um deinetwillen.“

„Um meinetwillen?“

Sie wiederholte es fragend; aber die Antwort kam ihr von innen. Ja, um ihrer beider willen wäre ein anderer Abschied vom Leben besser gewesen. Erst seit sie Wochen und Wochen als Kranker und Pflegerin sich gegenüberstanden, seit ihre Ehe zu einem Zusammenleiden geworden war, das nur durch das innigste, engste Miteinandereinssein über die Kläglichkeiten und gemeinen Bedürfnisse des Lebens hinausgehoben und geadelt werden kann, seitdem erst wußte sie, daß immer noch etwas Fremdes zwischen ihnen stand.

„Eva?“

Es war in der Nacht, kurz vor Tagesgrauen: sie saß fröstelnd am Bett, Gunter hatte das Schlafmittel verweigert.

„Eva, weißt du noch, wie schnell wir damals zusammenkamen?“

Sie nickte, und dann sich erinnernd, daß er seit einiger Zeit an Augenschwäche litt, erwiderte sie tonlos:

„Ja, Karl, sehr schnell.“

„Und beide zueinander hingezogen, nicht wahr, Eva?“

„Beide, ja,“ bestätigte sie für sich und ihn, und sie log nicht.

Er hatte ihr verhaltenes Wesen, ihre noch halb im Schlummer liegende Natur mit seiner Werbung zum Leben erweckt; sie hatte stärker empfunden in seiner

Nähe, ihm willig Mund und Hand gereicht . . . aber nie sich ganz gegeben. Irgend etwas in ihr blieb gefesselt. Es war eine halbe Ehe, und als sie ohne Kinder blieben, da bestätigte die Natur nur, was beiden insgeheim längst klar geworden war. Und dann kam jener Rückfall, als Gunter bei einer Bergtour in den Alpen von eisigem Regen überrascht und vom Nebel auf dem Gletscher festgehalten wurde und kaum zu Tal gebracht werden konnte.

„Eva, war's nicht am Ende doch zu schnell?“

„Karl, ich bitte dich.“

Er kannte den vibrierenden Ton ihrer Stimme. Es war der stärkste Ausdruck innerer Erregung, dessen ihr Wesen fähig war.

Hestig fuhr er fort:

„Ja, es war zu schnell. Nicht für mich; ich tät's noch einmal, wenn ich wieder vor dir stände wie damals. Aber für dich. Du bist nicht frei geworden in deiner Natur bei mir; etwas schläft noch in dir, das hab' ich nicht wecken können.“

„Aber, lieber Karl, was quälst du dich mit solchen Phantastien!“

„Und ich hab's nie so gefühlt wie jetzt. Da bist du aber auch schuld dran. Wir haben ja gemeinsame Interessen gehabt, ich meine, geistige. Du hast von meinen Arbeiten gewußt, von Erfolgen, von Entwürfen, du bist immer mit in meinen Ideen gewesen und doch — ich glaube, nie mit ganzer Seele.“

„Sag das nicht!“

Er hatte den eigentümlichen harten Klang dieser drei Worte stehend erfaßt. Nun tastete er mit den fast ge-

fühlosen Fingern nach ihrer Hand. Er fand sie eiskalt, ein Frösteln lief durch Evas Glieder.

„Also du warst dabei, ganz dabei?“ fragte er.

„Ganz. Bei allem, was du unsere geistigen Interessen genannt hast, ganz.“

Da verstand er sie. Sie hatte ihm nie gelogen, nie geheuchelt; er hörte zum ersten Mal aus ihrem Munde, was er längst gewußt hatte. Sie war nie ganz fein gewesen mit Leib und Sinnen, ein Endchen Betrug war und ist, ist immer gewesen in ihrer Ehe.

Die Diakonistin war eingetreten.

„Gnädige Frau sollten zur Ruhe gehen. Sie zittern ja vor Kälte!“

„Nein, bleib hier, bei mir!“

Er zerrte sie am Ärmel, bis sie verstand, daß er insgeheim ihr etwas sagen wollte, und sich über ihn neigte.

Seine Lippen berührten ihr Ohr, eine Strähne ihrer Haare hatte sich gelöst und streifte sein Gesicht.

„Bleib, Eva, leg' dich in den Kleidern neben mich, nimm dir meine Decke!“

Sie schickte die Schwester hinaus und tat ihm den Willen. Aber mit dem grauenden Tag wurde er noch unruhiger. Endlich verlangte er nach den Schlafpulvern.

Und als sie das Papier aus der Hand flattern ließ und ihm den Löffel an den Mund führte, sah er sie fest an. Im hellen Schein der Lampe hatten seine Augen einen starren Ausdruck. Ehe er das Pulver nahm, sagte er in beschwörendem Ton:

„Siehst du, Eva, wenn du mir statt eines Schlafes von drei Stunden so den letzten gäbest, du tätest mir die größte Liebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Angeschriebene Briefe.

Angeschrieb'ne Briefe, lieber Freund,
Hab' ich aufbewahrt im Herzensschrein;
Denn du weißt: Tags, wo ich steh und geh,
Und des Nachts im Traume denk ich dein!

Was das Leben mir entgegenführt,
All die fremden Menschen, ihr Geschick,
Bringe rasch in Einklang ich zu dir,
Der mir nah ist jeden Augenblick.

Ob die Mappe auch verschlossen liegt,
Eingetrocknet meine Feder bleibt,
Du hast teil an allem, was geschieht,
Mehr als mancher, dem man Briefe schreibt.

Ja, die ungeschrieb'nen Briefe, Freund,
Sind recht eigentlich mein bester Trost;
Ihnen kann ich alles anvertrauen,
Was an Gut und Mieten ich gelost.

Danny von Escher, Albis.

An eine Frau.

Warum zwei Falten zwischen den Brauen?
Warum so schweigsam, du schönste der Frauen?
Hast du, was du träumtest in einsamen Stunden,
Den Engel, den Helden vielleicht nicht gefunden?

Ach, Träume sind — Träume! Gib dich zufrieden!
Nicht Helden, nicht Engel suche hienieden —
Doch fandest ein Herz du, das treu dir ergeben,
So danke dem Schicksal — und schön ist dein Leben!

Joh. Stauffacher, St. Gallen.

